

Anne-Katrin
Becker

Briefe über die Mauer. Private Korrespondenz zwischen zwei Frauen aus Hamburg und Leipzig

»Leben in der DDR« - warum untersuchen und wie darstellen?«, diese Frage stellt der Kulturhistoriker Dietrich Mühlberg in seinem gleichnamigen Aufsatz.³⁶ Zweifellos betreffen Fragen nach den Auswirkungen der politischen und sozialen Umbrüche in Europa und Deutschland seit 1989 den genuin volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Kompetenzbereich. Hier stehen bei Forschungen zum Thema DDR allerdings weniger die Rekonstruktion der Ereignisse, als vielmehr die subjektive Verarbeitung der »Wende« und der »Wiedervereinigung« im Mittelpunkt des Interesses: Welche Wirkungen historischer, sozialer und kultureller Verhältnisse auf und in Biographien sind zu beobachten, wie kann die Dynamik im Leben des Einzelnen nachvollziehbar gemacht werden?

Ogleich es zwar eine Fülle von Arbeiten zum Leben in der DDR gibt, der differenzierte Blick auf den Einzelnen in der Geschichte und auf seine Geschichte scheint dabei untergegangen zu sein.³⁷ Das mag damit zusammenhängen, dass seit dem Ende der Deutschen Demokratischen Republik die Vorstellung von der »guten alten Zeit DDR« wächst. Mühlberg trifft mit seiner Frage insofern den Kern des Problems, als dass die Beschäftigung mit dem thematischen Feld DDR inzwischen zumeist vom »Mythos DDR« überschattet ist. Sei es die so genannte »Ostalgiewelle« oder die erhöhte Aufmerksamkeit in den Medien (zuletzt die DDR-Ostalgieshows) – all das hat dazu beigetragen, dass sich ein Sättigungsgrad eingestellt hat, der den Zugang erschwert, ohne dass zufriedenstellende und überzeugende Antworten gefunden worden wären. Selbst die inzwischen fast 15-jährige Distanz zu den Ereignissen scheint für eine Auseinandersetzung mit dem Thema nicht (immer) von Vorteil zu sein. Heute ist der Rückblick trügerischer denn je und wie Ina Merkel bereits 1998 zu Recht festgestellt hat: »Je länger das Ende der DDR zurückliegt, desto problematischer erscheint die Erinnerung an das damalige Leben.«³⁸ Sie kommt zu dem Schluss, dass »die

³⁶ *Dietrich Mühlberg*: Leben in der DDR – warum untersuchen wie darstellen? In: Evemarie Badstübner (Hg.): *Befremdlich anders. Leben in der DDR*. Berlin 2000, S. 648-695.

³⁷ Vgl. z. B. *Ulrich Mählert*: *Kleine Geschichte der DDR*, München 1998 und *Hermann Weber*: *Die DDR 1945-1990*. München 1990.

³⁸ *Ina Merkel*: »Wir sind doch nicht die Meckerecke der Nation«. Briefe an das DDR-Fernsehen. Köln/ Weimar/ Wien 1998, S. 9 (= *Alltag und Kultur*, Bd. 4).

Erinnerungen an das Leben in der DDR [...] mittlerweile durch die Ereignisse der Wendezeit und die nachfolgenden Erfahrungen im Transformationsprozeß stark überformt [sind]«. ³⁹ Wie also sich dem Leben in der DDR adäquat nähern – wenn die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung offensichtlich ist?

In meiner Magisterarbeit sollte gerade das konkrete Leben der Menschen – in Ost und West – mit seinen Lebens- und Bewusstseinsverhältnissen im Mittelpunkt stehen. Als Quelle für die subjektive Erfahrung und Verarbeitung gesellschaftlicher Lebensbedingungen und Ereignisse habe ich Briefe untersucht, die sich zwei Frauen aus Hamburg und Leipzig in den Jahren 1955 bis 1995 geschrieben haben. Zu überprüfen war, ob mittels dieser situativ entstandenen Selbstzeugnisse als empirischer Grundlage die beschriebenen Schwierigkeiten der Erinnerung und Überformung (jedenfalls teilweise) aufgelöst werden können. Die Briefe führen nicht nur den individuellen Umgang mit einer historischen Situation vor Augen, sie vermitteln überdies einen Einblick in aktuelle Welt- und Wirklichkeitsbilder einer Epoche, in diesem Fall die Zeit der deutsch-deutschen Teilung und Wiedervereinigung. Eine Phase, die Gegenstand von zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen war und ist – allerdings weniger aus einer alltagsgeschichtlichen Perspektive. Die Briefe stellen einen Gewinn bringenden Zugriff dar, da hier die Erfahrungs- und Erlebnisseite von Geschichte offen zu Tage tritt. Dieser methodische Zugang ermöglicht es, dicht und differenziert Muster nachvollziehbar zu machen, die beim subjektiven Umgang mit der objektiven Realität entstehen. Bisherige erzielte Ergebnisse und vorherrschende Bilder können anhand der im Einzelfall Briefwechsel entworfenen Selbstbilder überprüft werden.

Durch den dialogischen Charakter, den das Material in sich birgt, wird die (Selbst-)Darstellung des Lebens in Ost *und* West nachvollziehbar. Meine Fragestellung war, wie die beiden Schreiberinnen sich und ihre Leben beschreiben. Ausgangspunkt der Überlegungen war, inwiefern das Briefeschreiben dem lebensgeschichtlichen und alltäglichen Erzählen in seiner Anlage – etwa in Bezug auf Themenauswahl und Versprachlichungsstrategie – ähnlich ist. Ferner inwiefern dieses Schreiben/Erzählen als kulturelle Praxis Auskunft gibt über kollektives Bewusstsein.

Die Briefe werden als Zeugnisse alltagskulturellen Handelns verstanden. Musste die Deutsche Bundespost in den 1980er Jahren noch mit Slogans

³⁹ Ebd.

wie »Schreib mal wieder« regelrecht für diese Kulturtechnik des Briefeschreibens werben,⁴⁰ so besteht rein zahlenmäßig an der Bedeutung der »Briefe über die Mauer« kein Zweifel. Tausendfach wurden sie zwischen Ost und West versandt.⁴¹ Aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Perspektive sind diese Briefe als eine mentalitätsgeschichtlich wichtige Konstante in den deutsch-deutschen Verhältnissen zu sehen. Neben ihrem privaten Charakter geben sie Auskunft über den politisch-sozialen Kontext, in dem sie entstanden sind.

Die Verfasserinnen, ihre Briefe und die Themen

Beide Briefschreiberinnen, Frau Siemsen aus Hamburg und die Leipzigerin Frau Neumann, lernen sich 1955 während eines Wanderurlaubs in Österreich kennen. Die Hamburgerin, Jahrgang 1929, stammt aus einer bäuerlichen Familie. Sie ist unverheiratet, hat keine Kinder und arbeitet als kaufmännische Angestellte bei der EDEKA in Hamburg.⁴² Frau Neumann aus Leipzig ist 1926 geboren. Zum Zeitpunkt des Kennenlernens ist sie ebenfalls alleinstehend, heiratet dann aber 1969. Auch sie bleibt kinderlos. Von ihrer Familie erfährt man lediglich, dass sie als einziges Kind bis zum Tod der Mutter 1965 mit ihr zusammen in einem Plattenbau in Leipzig wohnt. Frau Neumann arbeitet zunächst als Lehrerin, ab 1977 ist sie dann im Bereich der Volksbildung in der Statistik tätig. Neben der Brieffreundin in Hamburg hat sie noch Westkontakt zu einigen Verwandten in München und zu einer alten Schulfreundin aus der gemeinsamen Internatszeit in Gnadau. Frau Siemsen und Frau Neumann entwickeln und pflegen eine Brieffreundschaft, die über 40 Jahre hält. Während dieser Zeit treffen sie sich sechsmal in den Jahren 1974, 1989, 1990, 1991, 2000 und 2001.

Insgesamt liegen 199 Briefe und 45 Postkarten aus den Jahren 1955 bis 1995 vor. Aus Leipzig sind 146 Briefe und sämtliche Postkarten

⁴⁰ Bernd Jürgen Warneken: Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung. Tübingen 1985, S. 15 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 61).

⁴¹ Deutscher Bundestag (Hg.): Deutschlandpolitik, innerdeutsche Beziehungen und internationale Rahmenbedingungen. In: Materialien der Enquête-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«, (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), V/2 und 3. Baden-Baden 1995, S. 2021.

⁴² Der Kontakt zu ihr kam durch eine Zeitungsannonce zustande, in der ich meine Suche nach Briefen formuliert habe. In mehreren Gesprächen mit Frau Siemsen konnte ich Fragen zum Zustandekommen des Briefwechsels, Beweggründe für das jahrelange Schreiben und die Beutung des Kontaktes für sie klären.

vorhanden. Die Hamburger Korrespondenzseite umfasst 53 Exemplare in Form von Durchschlägen, Kopien oder Entwürfen. Das Themenspektrum in den Briefen ist sehr breit: Alltagsangelegenheiten werden ausgetauscht genauso wie Erzählungen über Erlebnisse und Tagesabläufe oder Informationen über das Leben in der jeweiligen Stadt und das weltpolitische Geschehen, wenn auch unterschiedlich gewichtet. Außerdem werden in der Korrespondenz unterschiedlichste lebensgeschichtliche Bereiche thematisiert: von den ersten Schritten in die Berufstätigkeit als junge Frauen in den 1950er und 1960er Jahren, über Liebeskummer, Beziehungsfragen und Heirat (1965-1975), Sorgen am Arbeitsplatz und dem »Einrichten« in der DDR (1975-1985), bis hin zum Leben als Rentnerinnen (1985-1995). Bereiche wie Wohnen und die Ausstattung mit Konsumgütern, das erste Auto, eine neue Wohnung etc. werden genauso zur Sprache gebracht wie die Freizeitgestaltung, hier vor allem das Interesse am Reisen, das die beiden verbindet. Doch nicht immer gibt es etwas zu erzählen, so scheint zu Beginn der 1980er Jahre eine »Schreibpause« zu entstehen, die mit »Gartenzaun-Themen« wie Krankheiten, Wetter und Gartenarbeit gefüllt wird. Die allgemeine politische Lage findet in diesen Privatbriefen neben Äußerungen zur Republikflucht Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre am stärksten zur »Wendezeit« 1989 Ausdruck.

Die »Brüder und Schwestern drüben«

Die skizzierte Themenauswahl überrascht nicht aus der Perspektive der volkskundlichen Erzählforschung. Sie stimmt vielmehr mit dem überein, was Albrecht Lehmann als »Richtschnur des Erzählens« bezeichnet hat.⁴³ Die Briefe über die Mauer geben in zweifacher Hinsicht Auskunft: Sie bilden nicht nur Orientierungshilfen für die Schreiberinnen selbst. Durch ihren dialogischen Charakter sind sie gleichzeitig Orientierungs- und Erklärungspunkte über das Leben auf der anderen Seite der Mauer, vor allem hinsichtlich von Arbeit, Urlaub und Konsumvorstellungen. Diese Auskünfte über sich selbst stehen dabei in einem bestimmten Kontext. Wie bei

⁴³ *Albrecht Lehmann*: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br. vom 16. Bis 18. März 1981. Freiburg 1982*, S. 71-87, hier S. 81.

jeder Erzählanalyse müssen auch hier die grundlegenden Kategorien Sozialschicht, Generation und Geschlecht berücksichtigt werden, da sie die Art und Weise der Darstellung beeinflussen.⁴⁴

In Anlehnung an das Mannheimsche Generationenmodell lässt sich für den zugrunde liegenden Briefwechsel sagen, dass beide Frauen, Hildegard Siemsen wurde 1929 geboren und Ursula Neumann ist Jahrgang 1926, in die gleichen gesellschaftlichen Ereignisse und Umstände der Weimarer Republik hineingeboren werden.⁴⁵ Noch steht ihnen der Zugang zu den gleichen Partizipations- und Erlebnismöglichkeiten offen. Die Generationslagerung nach Mannheim resultiert aus dem Zeitpunkt der Geburt als biologische Tatsache. Darüber hinaus meint der Generationszusammenhang eine Verbundenheit der in derselben Generationslagerung lebenden Individuen durch gemeinsame Inhalte und Interessen. Ein gleicher Generationszusammenhang liegt vor, »wenn eine Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen dieser historisch-sozialen Einheit« stattfindet.⁴⁶ Hier ist es das gemeinsame Erleben der NS-Herrschaft und der Beginn des Zweiten Weltkriegs.

Bei Mannheim ist »weitgehend entscheidend für die Formierung des Bewußtseins, welche Erlebnisse als erste Eindrücke, Jugenderlebnisse sich niederschlagen«.⁴⁷ Als »empfindliche Zeit« (impressive Phase) bezeichnet er das Alter zwischen 17 und 25 Jahren. Zum Zeitpunkt des Kennenlernens 1955 haben beide Frauen diese impressive Phase knapp hinter sich gelassen. Für sie bildet das Jahr 1945 und die Nachkriegszeit die entscheidende und prägende Zeit. Sie bildet den Hintergrund bei ihrem Kennenlernen 1955 und beeinflusst das Schreiben in den folgenden Jahren.

Die Gründung der beiden deutschen Staaten ist 1955 beim Zustandekommen der Freundschaft zwischen den Frauen vollzogen, auch wenn der Mauerbau noch aussteht. Auf höchster politischer Ebene haben sich hier bereits zwei Gesellschaften auseinander entwickelt und herausgebildet. Bei Frau Siemsen und Frau Neumann lebt allerdings das Bild der »Brüder und

⁴⁴ Vgl. *Albrecht Lehmann*: Bewußtseinsanalyse. In: Silke Göttisch/ Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2001, S. 233-249, hier S. 243.

⁴⁵ *Karl Mannheim*: Das Problem der Generationen, in: Kurt H. Wolff u.a. (Hg.): *Wissenssoziologie*. Berlin/ Neuwied 1964, S. 509-555 (= *Soziologische Texte*, 28).

⁴⁶ Ebd., S. 542.

⁴⁷ Ebd., S. 536.

Schwestern« weiter. Diese Vorstellung prägt sie, bildet ihr generationsstiftendes »gemeinsames Erleben« und wirkt sich auf das Schreiben aus. Zumindest im Gespräch mit Frau Siemsen wurde deutlich, dass diese Vorstellung ihre Schreibmotivation beeinflusst hat.

Beide Schreiberinnen gehören also sowohl derselben Generationslagerung als auch demselben Generationenzusammenhang an, leben aber dennoch in unterschiedlichen Generationseinheiten. Diese entstehen aufgrund der subjektiven Interpretationen der jeweiligen Lage durch Gruppierungen von Gleichaltrigen und es liegt hier eine konkretere Verbundenheit als im Generationenzusammenhang vor. Im Fall der beiden Frauen sind dies ihre unterschiedlichen Leben in Ost und West.

Das gemeinsame Erleben des Zweiten Weltkriegs, die Erfahrung des Kriegsendes und der Nachkriegszeit haben das Schreiben entscheidend beeinflusst. Insofern ist die Kategorie Generation bei der Analyse wichtig. Beide Frauen sind aufgrund ihres ähnlichen Alters nahezu gleichzeitig mit den gleichen Lebenssituationen beschäftigt. Entscheidend daran ist aus volkscundlicher Sicht, dass dieses Schreiben/Erzählen darüber vor dem Hintergrund derselben Bewusstseinschichtung – der gemeinsamen Generationslagerung – geschieht.

Die Größe Geschlecht ist insofern wichtig, als dass im Schreiben viele frauenspezifische Bereiche deutlich werden: das Selbstverständnis als Frau, unterschiedliche Erfahrungen bei der Arbeit, Ehevorstellungen der jeweiligen Zeit, Einrichtung der Wohnung und des Haushalts von Frauen in Ost und West.

Narrative Strategien: »bei uns - bei euch«

Auch in der Art und Weise *wie* sie über ihr Leben schreiben, schlägt sich die gemeinsame Generationslagerung nieder. Bei der Versprachlichung ihrer Erfahrungen stellt sich die Frage: Wie Schreiben/Erzählen sie über ihre Leben – die ja schließlich in zwei verschiedenen Gesellschaften stattfinden. In der Korrespondenz gibt es Bereiche, die von den beiden Schreiberinnen als unterschiedlich wahrgenommen und auch als solche thematisiert werden. Anhand dieser Unterschiede wird das Leben in Ost und West mit seinen Differenzen deutlich. Eine narrative Strategie ist dabei besonders prägnant im Briefwechsel zu beobachten. Hier wird das Verhältnis von Unterschieden und Gemeinsamkeiten austariert. Einige Beispiele verdeutlichen dies:

- »Ganz herrlich sind die Farben Eurer Farbfotos. Damit können wir absolut nicht konkurrieren [...].« (Brief vom 20.1.1967)
- »Sicher interessiert es Dich einmal, was uns so eine Reise kostet.« (Brief vom 28.1.1962)
- »[...] für dich sicher gar nicht so verständlich, weil du unsere Bestimmungen nicht kennst. Unser Wohnraum wird ja gelenkt und bewirtschaftet [...].« (Brief vom 13.2.1974)
- »Wie hoch bei uns Dein neuer VW Käfer steht, soll Dir und Deinem Bruder der beiliegende Ausschnitt zeigen!« (Weihnachtskarte 1974)
- »Eure kritische Arbeitssituation gibt zu denken. [...] Wir [sic] haben 23 Arbeitstage Urlaub im Jahr (nicht einheitlich für jeden Werktätigen) und Ihr [sic]?« (Brief vom 20.12.1985)

Teilweise neugierig-interessiert (wie ist das bei euch eigentlich mit der Urlaubsregelung?), teilweise unaufgereggt-pragmatisch (so ist das eben; da können wir nicht mithalten), so werden die Unterschiede auf der Leipziger Seite sprachlich umgesetzt. Die Versprachlichung der Differenzen funktioniert über die Formulierungen »bei uns - bei euch«, und »wir - ihr«. Diese narrative Strategie des Vergleichs regelt das Verhältnis zwischen »hüben und drüben«. Das hier verwendete Sprachmuster des Vergleichs ist eine typische Strategie der Alltagskommunikation: »Vergleiche zu ziehen, zählt zu den Mustern unseres Denkens und des alltäglichen Redens.«⁴⁸ Auch in den Briefen, die als bislang vernachlässigte Form der Alltagskommunikation verstanden werden, sind die von Albrecht Lehmann beschriebenen Merkmale des Vergleichs beim Erzählen zu beobachten. Der Vergleich dient als Mittel der Gegenüberstellung: die Situation der Westdeutschen mit ihren Lebensbedingungen einerseits und die Lebenssituation der Ostdeutschen andererseits. Bei diesem Auskunftgeben über das Leben in Ost und West in der Dialogform Brief wird der Vergleich benutzt, um sich der eigenen Situation zu vergewissern und um bestehenden Erklärungsbedarf und vorherrschendes Interesse auf der anderen Seite abzudecken. Es werden Themen zur Sprache gebracht, die aufgrund der gemeinsamen Generations-lagerung Verbindendes in sich tragen. Diese Felder werden nun dem Vergleich unterzogen: Arbeit bei uns – bei euch, Urlaub bei uns – bei euch, Wert des Autos bei uns – bei euch etc. Obwohl hier implizit ein Nationenvergleich vollzogen wird, bewegen sich die beiden Schreiberinnen auf der Ebene des Vergleichs zwischen »Brüdern und Schwestern«. Dieses Bild vom Eins-Sein hat im kollektiven wie individuellen Bewusstsein dieser Geburtsjahrgänge

⁴⁸ *Albrecht Lehmann*: Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Brigitte Bönisch-Brednich/ Rolf Wilhelm Brednich/ Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen 1991, S. 197-207, hier S. 198.

überlebt. So entsteht der Eindruck, dass mit »bei uns - bei euch« vorübergehend abwesende Verwandte auf dem Laufenden gehalten werden: »Du mußt nämlich wissen, bei uns ist die gleitende Arbeitszeit eingeführt worden [...].«, so die Hamburgerin in einem Brief vom 20.12. 1985.

Der Vergleich ist »[...] ein Sprachmuster, das auf Dialog angelegt ist, also prinzipiell eine Gemeinsamkeit des Interesses zwischen den Redenden voraussetzt.«⁴⁹ Hier liegt als Gemeinsamkeit die Vorstellung von einem Deutschland zugrunde, so wie es die Frauen in der impressiven Phase erlebt haben. Sie leben in einer »deutschen Familie« – obwohl die Brüder und Schwestern längst unterschiedliche Eltern haben. Das heißt nicht, dass die Teilung der beiden deutschen Staaten gänzlich in den Briefen ignoriert wird. Vielmehr wird dieser komplexe Tatbestand auf ein Muster »bei uns - bei euch« reduziert und komprimiert. Dieses dem Vergleich innewohnende Merkmal hat Albrecht Lehmann herausgearbeitet und ist in diesem Fall besonders deutlich nachzuvollziehen: Im Mikrokosmos Briefwechsel wird die Teilung Deutschlands im subjektiven Schreiben bzw. Erzählen über das persönliche Maß der »Brüder und Schwestern-Vorstellung« transportiert. Trotz der objektiv vorhandenen Trennungssituation bietet sich aufgrund des subjektiv empfundenen Verbundenseins als »Brüder und Schwestern« genug Gesprächsstoff, um nicht in einer Sprachlosigkeit angesichts der unüberbrückbaren Unterschiede zu versiegen. So ist zu erklären, warum die Schreiberinnen diesen Kontakt über die vielen Jahre aufrecht erhalten haben. Nähe-Betonendes statt Distanz-Schaffendes beherrscht den Briefwechsel.⁵⁰ Die Erkenntnis der Wichtigkeit des überdauernden Bewusstseins vom Bild der »Brüder und Schwestern« erscheint so für Arbeiten zum Leben in der DDR ein wichtiges Kriterium. »Kommunikative Muster sollen dabei nicht allein als augenblickliche Gestaltungen des Redens gesehen werden, was sie stets auch sind, sondern in ihren historischen und kulturellen

⁴⁹ Ebd., S. 199.

⁵⁰ Die Frage nach den Gemeinsamkeiten und/oder Unterschieden zwischen Ost und Westdeutschen wird oft gestellt – und je nach Intention unterschiedlich beantwortet. Zu schnell werden dabei oftmals moralisch oder politisch ambitionierte Antworten gefunden. Wenn hier von Nähe statt Distanz die Rede ist, dann geschieht dies aus der Perspektive einer kulturellen Problematik, die den Generationen-Ansatz bei der Analyse der DDR für weiter führend hält. Vgl. dazu auch *Martin Kohli: Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung*. In Hartmut Kaelble/ Jürgen Kocka/ Hartmut Zwahr (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart 1994. Kohli weist darauf hin, »[...] wie wichtig es ist, die Sozial- und Herrschaftsgeschichte der DDR als Generationsgeschichte zu rekonstruieren«, (ebd., S. 54).

Voraussetzungen als Formen des individuellen und kollektiven Bewusstseins⁵¹. Ausgehend davon, dass »bei uns - bei euch« ein derartiges kommunikatives Muster darstellt, ist deutlich geworden, wie die Vorstellung vom Eins-Sein hier in den Briefen weiterlebt. Albrecht Lehmann hat darauf hingewiesen, dass Redeweisen wie z. B. »vor und nach Hitler« oder »vor der Wende« etc. »Epochenschwellen im individuellen und kollektiven Bewusstsein« darstellen.⁵² Inwiefern die hier beobachtete Erzählweise des »bei euch - bei uns« einen derartigen eigenständigen Typ, ein solches eigenständiges Muster darstellt, wäre für die volkskundliche Narrativistik in einer umfassenderen Erhebung nachzuprüfen.

Subjektives Erzählen über ein geschichtliches Großereignis: die »Wende« 1989

»Die Politik spare ich heute aus«, so schreibt Frau Neumann in dem letzten berücksichtigten Brief vom 20.12.1995. Das erweckt den Eindruck, als ob sie bis dahin Politisches zu einem selbstverständlichen Thema der Korrespondenz gemacht hätte. Dieser Eindruck täuscht. Aber erhofft man sich nicht gerade von einer derartigen Beziehung, die 40 Jahre deutsch-deutsche Geschichte »im Kleinen« darstellt, genau das? Ist es nicht geradezu verwunderlich, wenn Begriffe wie z. B. Sozialismus und SED, die das Leben der Einzelnen stark geprägt haben, *nicht* fallen würden?

Der 40-jährige Briefwechsel umfasst zunächst einmal einen wichtigen Zeitraum in den deutsch-deutschen Beziehungen. Nach unterschiedlichen Phasen der Annäherung und Abgrenzung zwischen den beiden Staaten erreicht das deutsch-deutsche Verhältnis mit der »Wende« 1989 ihren Endpunkt. Das Zur-Sprache-Bringen von Politischem in den Briefen gestaltet sich unterschiedlich.⁵³

Einschneidende Zäsuren wie z. B. der Bau der Berliner Mauer 1961 oder der Machtwechsel von Ulbricht auf Honecker 1971 werden explizit nicht thematisiert. Indirekt lässt sich die Formulierung »ich nehme an, daß es [das Reisen; AKB] jetzt etwas einfacher ist« (Brief vom 13.2.1974) als Anspielung darauf lesen. Und in Aussagen wie »Du [...] hast so ganz das erwischt, was bei uns zur Zeit sehr [sic] rar ist, nämlich das Vitaminangebot«

⁵¹ Lehmann, wie Anm. 13, S. 206.

⁵² *Albrecht Lehmann: Volkskunde*. In: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundriß*, Hamburg 1998. S. 456-472, hier S. 464.

⁵³ Von einer Kontrolle der Briefe durch die Staatssicherheit muss ausgegangen werden.

(Brief vom 1.3.1971) wird deutlich, dass angekündigte Verbesserungen nicht immer unmittelbar für die Einzelnen spürbar waren.

In der Phase Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre, lassen Berichte über die allgemeine Lage ganz nach und lebensgeschichtliche Ereignisse, wie z. B. Beziehungsfragen und Lebensplanung, dominieren.

Nach Erwähnungen der Republikflucht und Anmerkungen über »die ungesunde politische Lage« (Brief vom 6.3.1962) zu Beginn der Brieffreundschaft findet das öffentliche Geschehen also insgesamt nur marginal in dem Briefwechsel Erwähnung. Wenn, dann handelt es sich zumeist um im Fernsehen verfolgte Nachrichten zum Tagesgeschehen, wie z. B. über das »das umstrittene Objekt« in Brokdorf oder das Treffen zwischen Helmut Schmidt und Erich Honecker in der DDR. Politik im Alltag erreicht in den Briefen erst 1989 einen Höhepunkt. Nach 1989 finden Anmerkungen zur Arbeitsmarktlage, zum Golfkrieg oder zu dem »Asylanntenproblem« wieder nur vereinzelt dort Niederschlag.

Eingeleitet wird dieser in seiner Ausführlichkeit neue thematische Bereich des Politischen in den Briefen kurz vor dem Fall der Berliner Mauer. Im Sommer 1989 taucht das jahrelang vorherrschende Motto der Politik der SED »So wie du heute arbeitest, wirst du morgen leben« als Witz umgestaltet in einem Brief aus Leipzig auf: »Noch schnell ein kleiner Witz: Ein Maulwurf buddelt auf unserer Seite der Mauer ein Loch unter die Mauer und sagt sich: ›So wie du heute arbeitest, wirst du morgen leben.«« (Brief vom 25.7.1989).

Bei der Frage nach dem subjektiven Erleben der »Wende«, so wie es in den Briefen zum Ausdruck kommt, muss unterschieden werden zwischen der Hamburger und der Leipziger Korrespondenzseite.

Es wurde davon ausgegangen, dass die Erinnerungen an das Leben in der DDR trügerisch und inzwischen überformt sind. Die Hinzunahme von situativ gebundenem schriftlichen Materialien, so wie sie die Briefe darstellen, könnte die Erwartungshaltung wecken, dass wir es mit einer jeweils ungefilterten Darstellung der Bewusstseinslage der Schreiberinnen in einem bestimmten historischen Moment zu tun haben.⁵⁴ Dass sich aber auch rückblickende Reflexionen in den Briefen finden, wird auf der Leipziger Korrespondenzseite anhand eines Briefes aus dem Jahr 1992 deutlich:

⁵⁴ Vgl. *Klara Löffler*: Aufgehoben. Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg: eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges. Bamberg 1992 (= Regensburger Schriften zur Volkskunde, Bd. 9).

»Die 5-Tage-Busfahrt in die Schweiz war nochmals ein Erlebnishöhepunkt [sic] (auch in Metern meßbar!). Mit der 3-stündigen Schifffahrt über den Vierwaldstätter See wurde der gute ›Wilhelm Tell‹ aus meiner Schüler- und [sic] Lehrerzeit lebendig. In den 60er und 70er Jahren wurde er dann aus dem Lehrprogramm gestrichen, denn wir sollten ja nicht mehr ›ein einig Volk von Brüdern‹ sein wollen!« (Brief vom 17.9.1992)

Diese Nähe wird außerdem deutlich in Frau Neumanns Schilderungen der Montagsdemonstrationen in Leipzig und der Veränderungen, die nach 1989 in ihrer Stadt und in ihrem Leben eintraten.

»Wir wissen – und Du schriebst es auch – , daß Ihr gespannt die gegenwärtige Situation in den Medien verfolgt. Wie nah liegt L. von H., wenn man Eure Wetterkarte betrachtet! Und doch trennen uns Welten voneinander. Wenn wir nur mal beieinander sitzen könnten! Was gäb es alles zu erzählen. Wir leben in spannungsgeladenen Zeiten! Und sogar unsere [sic] Medien berichten ziemlich umfassend, das ist etwas ganz, ganz Neues! Gestern abend zum ›Friedensgebet‹, nun schon in 7 Kirchen und einem Gemeindehaus, war 1 Stunde vor Beginn ›wegen Überfüllung geschlossen‹. Die Innenstadt glich einem Ameisenhaufen. Ich kann hier nicht die Eindrücke im Einzelnen wiedergeben; es ist aber sehr bewegend und beeindruckend, daß sich Alt und Jung in unübersehbaren Massen ›formiert‹ und mit Sprechhören und Spruchbändern um die Innenstadt zieht. Des ›Volkes Stimme‹ ist nicht mehr zu überhören. [...] Wir müssen nun abwarten, was die nächste Zeit bringt. Und sie muß [sic] etwas bringen – die Zeit ist reif.« (Brief vom 24.10.1989)

Insgesamt erlebt die Leipziger Seite die »Wende« 1989 »als wäre ein Krieg zu Ende gegangen«. Mit diesem historischen Vergleich wird die subjektive Tragweite des Ereignisses zum Ausdruck gebracht. Wieder wird auf eine für beide Frauen bekannte und prägende Erfahrung, das Ende des Zweiten Weltkrieges, zurückgegriffen. So wird das aktuelle Ereignis für sie begreifbar.

Da der Briefwechsel über das Jahr 1989 erhalten ist, kann nicht nur der historische Augenblick, sondern auch der Wandel nachvollziehbar gemacht werden. So gibt es neben den direkten Einschätzungen im Jahre 1989 sechs Jahre später auch eine Art Resümee. 1995 stellt die Leipzigerin Frau Neumann fest: »Für unsere Jahrgänge kam alles gerade noch so zurecht – fast schon ein bißchen zu spät!« (Brief vom 20.12.1995).

Doch wie sehen die Berichte der »Wende«-Zeit auf der Hamburger Korrespondenzseite aus? Gerade die hier unmittelbar nach dem 9. November 1989 entstandenen Briefe legen zumindest den Eindruck nahe, dass die Verfasserin sich bei der damaligen Mediensprache bedient hat. Von ungefilterter Darstellung kann also auch hier nicht uneingeschränkt die Rede sein.

Formulierungen wie »ein deutscher Traum geht in Erfüllung« (Brief vom 12.11.1989), »Sternstunden in der deutschen Geschichte« (Brief vom 15.11.1989) oder »Krimi des Jahrhunderts« (Brief vom 12.12.1989) tauchen vermehrt in dieser Phase auf. Derartige Schlagzeilen legen die Vermutung nahe, dass sich hier an Formulierungen z. B. der Printmedien der Zeit bedient wurde. Als Erklärung kann hier eine Sprachlosigkeit zugrunde liegen, wie sie nach dem Fall der Mauer in Ausrufen wie z. B. »Wahnsinn« oder »Ich kann es einfach nicht glauben!« zunächst zum Ausdruck kam.⁵⁵ Die Versprachlichung wurde den Medien überlassen, ihrer Sprache hat man sich bedient, um die »richtigen Worte« zu finden. Diese Beobachtung ist nicht neu. Auch Albrecht Lehmann hat auf die »prägende Kraft der modernen Meinungsmittel«⁵⁶ hingewiesen, deren Einfluss ist immer wieder beim subjektiven Erzählen über politische Verhältnisse zu finden. Genauso wenig überrascht, dass anfangs vermutete Begriffe wie SED etc. nicht fallen. Die »große Geschichte im Kleinen« beherrscht den Briefwechsel nicht. Die Briefe über die Mauer sind kein Medium, um sich in erster Linie über Politik auszutauschen. Verbindende lebensgeschichtliche Bereiche dominieren. Hier kommt die subjektive Seite einer objektiven Realität zum Vorschein.

Für eine zeitgeschichtlich orientierte Volkskunde ist dieses Beispiel insofern interessant, als dass die Abfragbarkeit von persönlichem Erleben von politischen Ereignissen also anscheinend immer schwieriger wird – unabhängig davon, ob das zugrunde liegende Material mündlich oder schriftlich zustande gekommen ist.

Bilder vom Leben in der DDR - das (Selbst-)Bild im Briefwechsel

In Anlehnung an die Anfangs skizzierte Problematik, dass das Bild vom Leben in der DDR oftmals am Menschen vorbeigeht, werden nun drei Kategorien an Fallbeispielen überprüft. Es handelt sich um die Themen Frau und Arbeit, Urlaub und Reisen und schließlich Wohnen und Konsum. Wie gestaltet sich das Verhältnis des offiziell gezeichnetem Bildes einerseits und dem subjektiv erlebten Stellenwert in der Lebensgeschichte, dem Selbstbild, andererseits.

⁵⁵ Vgl. *Albrecht Lehmann*: Über zeitgeschichtliche Mentalitätsforschung in der Volkskunde. In: Silke Götsch u.a. (Hg.): *Volkskundliche Streifzüge*. Festschrift für Kai Detlev Sievers zum 60. Geburtstag. Kiel 1994, S. 139-150.

⁵⁶ *Albrecht Lehmann*: Erzählen zwischen den Generationen. Über historische Dimensionen des Erzählens in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Fabula* 30 (1989), S. 1-25, hier S. 2.

Frau und Arbeit

In den Sozialwissenschaften wird die DDR oftmals als »eine um Arbeit zentrierte Gesellschaft« dargestellt.⁵⁷ Arbeit bildete »die zentrale Quelle der Strukturierung von Interessen, Institutionen und Identitäten«, so die Analyse des Bildes der Arbeitsgesellschaft DDR.⁵⁸ Abgezielt wird damit auf ein durchstrukturiertes, »von oben« geregeltes Leben in Betrieb und Freizeit der Werktätigen. Weibliche Erwerbstätigkeit wird in der Propaganda der DDR als selbstverständlich erachtet: Die moderne Frau, das ist die berufstätige Frau. Auch wenn die Forschung sich darüber bewusst ist, dass nicht von »der« DDR-Frau die Rede sei kann, so herrscht doch das Bild vor von der jung verheirateten Frau mit Kindern, die sie in der Krippe wohl versorgt weiß (in Anspielung an westdeutsche Verhältnisse), während sie selbst an der Werkbank tätig ist.

Dass Frauen in den 1950er Jahren überhaupt erwerbstätig sind, hängt in beiden Teilen Deutschlands zunächst mit dem Arbeitskräftemangel nach dem Zweiten Weltkrieg zusammen. In der DDR, »dem weiblichsten Land Europas« waren Frauen selbstverständlich berufstätig:⁵⁹ »Die hohe Frauenberufstätigkeit prägte als eine der sozialen Grundtatsachen das Leben in der DDR.«⁶⁰ Die weibliche Erwerbstätigkeit wurde von Anfang an äußerst positiv bewertet, allerdings »waren (dafür) nicht so sehr ideologische Gründe im Gefolge der offiziell vertretenden sozialistischen Emanzipationstheorie verantwortlich; ausschlaggebend war vielmehr der bereits in den 1950er Jahren spürbar akute Arbeitskräftemangel angesichts hoher Abwanderungsraten in die Bundesrepublik.«⁶¹

In der Bundesrepublik bestimmt der Widerspruch von ideologischer Ablehnung und wirtschaftlichem Nutzen die öffentliche Auseinandersetzung um weibliche Berufstätigkeit. Der Anteil der berufstätigen Frauen an der Gesamtbevölkerung bewegte sich zwischen 1950 und 1980 zwischen 30

⁵⁷ Kohli, wie Anm. 15, S. 33.

⁵⁸ Ebd., S. 38.

⁵⁹ *Lutz Niethammer*: Das Volk der DDR und die Revolution. Versuch einer historischen Wahrnehmung der laufenden Ereignisse. In: Charles Schüddekopf (Hg.): »Wir sind das Volk!«. Flugschriften, Aufrufe und Texte einer deutschen Revolution. Berlin 1997, S. 251-278, hier S. 256.

⁶⁰ *Stefan Wolle*: Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft. Berlin 1999, S. 286.

⁶¹ *Ute Frevert*: Umbruch der Geschlechterverhältnisse? Die 60er Jahre als geschlechtsspezifischer Experimentierraum. In: Axel Schildt u.a. (Hg.): Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Staaten. Hamburg 2000, S. 642-661, hier S. 647 (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 37).

und 33 Prozent und stieg erst in den 1980er Jahren deutlich an.⁶² Das vorherrschende Frauenbild war bestimmt von Heim und Herd sowie Familie. Familienorientierung wurde hier im Gegensatz zu einer Berufsorientierung betont.

Diese vorherrschende Vorstellung vom »Lebensziel Ehe« in den 1960er Jahren bekommt auch die Hamburgerin Frau Siemsen zu spüren, wenn sie erlebt, wie alle ihre Freundinnen den Bund fürs Leben schließen. Nach dem – nicht zeitgemäßen – Scheitern ihrer Verlobung 1965/66 heißt es in einem Brief bei ihr: »Meine Freundinnen sind inzwischen auch alle verheiratet oder verlobt. Wenn sie mich auch hin und wieder einladen, so komme ich mir doch vor wie ein drittes Rad am Wagen.« (Brief vom 19.6.1966)

Die Leipzigerin heiratet 1969 im Alter von 33 Jahren. Damit ist sie eine »untypische« DDR-Frau, da das Heiratsalter in der ehemaligen DDR generell niedriger lag als in der Bundesrepublik. Im ersten Brief nach der Hochzeit drückt Frau Neumann ihre Erleichterung aus, diesen Schritt zur Ehe getan zu haben, da eine solche Entscheidung von Jahr zu Jahr schwerer werde.

Ihre Berufstätigkeit kommt in den Briefen gleich zu Beginn der Korrespondenz zur Sprache. Beide machen als junge Frauen erste Erfahrungen mit dem Berufsleben. Die Leipzigerin Frau Neumann hat nach dem Abschluss eines vierjährigen Fernstudiums 1959 den Beruf der Lehrerin ergriffen. Sie unterrichtet Mathematik, Musik und Deutsch. Über ihre Berufstätigkeit als Lehrerin schreibt sie nicht sehr oft. Lediglich in Zeiten, wo sie besonders viel zu tun hat, heißt es z. B.:

»Da wir Anfang Februar Halbjahreszeugnisse erteilen, kommen jetzt wieder einige arbeitsreiche Wochen. Ich habe stets einen Stoß Hefte auf dem Schreibtisch zum Korrigieren liegen [...]. In einer Stunde muß ich aus dem Haus, um wieder zur Schule zu fahren. 19 Uhr habe ich eine Besprechung und um 19.30 Uhr einen Klassenelternabend. Diesen muß ich jetzt schnellstens vorbereiten. Vor 22 Uhr wird dann kaum Schluß sein. Und morgen früh geht es dann wieder zeitig aus den Federn.« (Brief vom 12.1. 1968).

Sie scheint mit der Tätigkeit zufrieden zu sein. Als besonders schönes Berufserlebnis beschreibt sie einmal einen Ausflug mit einer Klasse:

»[...] Winterluft, Höhensonne und die körperliche Ausarbeitung sind etwas Herrliches. Deshalb fuhr ich auch mit meiner Klasse ein Stück ins Mittelgebirge. Die Großstädter kennen meist den Winter nur von der negativen Seite: Matsch in den Straßen, Nässe von den

⁶² Vgl. *Gunilla-Friederike Budde*: Frauen arbeiten: Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen 1997, S.13.

Dächern, Straßenbahnverspätungen usw. Und es war mir eine Freude, meine Großen (16 u. 17-jährig) im Schnee herumtoben zu sehen. Es waren wunderschöne Tage mit 9 Mädchen, 15 Jungen und einem Sportlehrer. Im März beginnen die Abschlußprüfungen (10. Schuljahr), und deshalb nutzte ich jetzt die Gelegenheit. Wenn es bis zum Sommer keinen Ärger gibt, dann wird mir die Entlassung dieser Klasse schwer. Wir haben viel Schönes zusammen erlebt.« (Brief vom 4.2.1968)

Die Erfüllung der Aufgaben der sozialistischen Erziehung, wie sie die Lehr-tätigkeit in der DDR umfassten, kommen nicht zur Sprache.⁶³ Nur einmal klingt durch, wie sie ihre Verantwortung und ihr Engagement gegenüber ihren Schülern sieht:

»Jetzt sind nun Ferien für die Kinder, aber wir Lehrer verschaffen ihnen durch unsere Initiative schöne Ferienerlebnisse! So fahre ich u. a. einen Tag nach Dresden mit insgesamt 40 Personen. Dort machen wir eine Stadtrundfahrt und besuchen das Grüne Gewölbe (Kunstschätze) und den Math.-Physikalischen Salon im Dresdner Zwinger.« (Brief vom 13.2.1974)

Insgesamt entsteht in den wenigen Beschreibungen der Eindruck von einer geglü-ckten und zufriedenstellenden Berufswahl. Dennoch wechselt sie 1977 ihre Stelle:

»Seit dem 1. Sept. bin ich nun mit Statistik beschäftigt im Bereich Volksbildung. Es macht mir Freude und ich habe mir die Nerven von der aufreibenden Tätigkeit in der Schule schon recht erholt. Abends genießen wie den Feierabend ohne Druck vor dem nächsten Tag.« (Brief Weihnachten 1977)

Inwieweit ein möglicher Zusammenhang besteht zwischen den hohen Anforderungen der sozialistischen Erziehung und ihren Beschreibungen der »nervenaufreibenden Tätigkeit« in der Schule bleibt Spekulation. Es fällt allerdings auf, dass die Lehrtätigkeit an sich und der Wechsel nicht näher beschrieben werden. Doch auch die neue Tätigkeit wird kaum in den Briefen erwähnt. Erst gegen Ende des Arbeitslebens 1986 heißt es rückbli-ckend: »An meinem Arbeitsplatz hat sich in den letzten 9 Jahren fast nichts verändert, lediglich die Menge der Statistiken hat sich erhöht!« (Brief Pfingsten 1986).

⁶³ Vgl. *Thomas Neumann*: Schule in der DDR: Erinnerungen zwischen Herrschaft und All-tag - lebensgeschichtliche Erfahrungen und kollektive Erinnerungsbilder. In: Heiner Tim-mermann (Hg.): Die DDR – Erinnerungen an einen untergegangenen Staat. Berlin 1999, S. 359-378, hier S. 362f. (= Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzen-hausen e.V., 88).

Ihre Hamburger Brieffreundin probiert zunächst unterschiedliche Tätigkeiten aus: Sie ist ursprünglich gelernte Schneiderin und wechselt nach einer Tätigkeit in einem Labor für Leuchtstoffröhren in den kaufmännischen Bereich. Die Leipzigerin ermuntert sie zu dem neuen Arbeitsplatz: »Ich wünsche so sehr, dass Du in Deiner neuen Tätigkeit volle Befriedigung findest. Aber auch die Bürotätigkeit geht auf die Nerven und hat sicherlich ihre Schattenseiten. Doch wo gibt es diese nicht?« (Brief 15.4.1960). Die Hamburgerin Frau Siemsen schreibt in den folgenden Jahren weitaus mehr über ihre Berufstätigkeit als die Leipzigerin. Ihre Schilderungen beziehen sich zumeist auf Schwierigkeiten und Ärger am Arbeitsplatz: »dicke Luft in der Abteilung« (Brief vom 11.11.1977), Klagen über die Schwierigkeiten mit der PC-Umstellung am Arbeitsplatz, Erlebnisse mit dem Chef und den Kollegen.

Das Erreichen des Rentenalters wird von beiden mit gemischten Gefühlen erwartet. Bei der Leipzigerin eröffnen sich damit neue Möglichkeiten, in den Westen zu reisen. Aber es heißt auch in diesem Zusammenhang: »Nun werde ich ab Februar mehr Muße für die Dinge des Lebens haben, und meine Hausfrauenpflichten kann ich mit mehr Bedacht erledigen. Mal sehen, wie es mir bekommt« (Brief vom 21.12.1986).

Frau Siemsen kommt während eines Krankenhausaufenthaltes dazu, »über das Leben nachzudenken« (Brief vom Mai 1987). Sie fragt daraufhin bei ihrem Arbeitgeber wegen vorzeitiger Beendigung des Beschäftigungsverhältnisses an. Nach einem Jahr ohne Arbeit beschreibt sie ihre neue Situation so:

»Ich selber bin mit meinem (Vor-) Ruhestand gar nicht so zufrieden. Nachdem keine Arbeit mehr auf den Nägeln brennt und ich gar nicht mehr gefordert werde, bin ich irgendwie lustlos. Obwohl ich genug aufzuräumen hätte, Bilder einkleben müßte, Stricken und andere Handarbeiten machen könnte, beschleicht mich eine innere Unruhe, und ich laß die Dinge ein bißchen ›schluren‹.« (Brief vom 23.2.1988)

Insgesamt geben die Briefe Auskunft über das Selbstverständnis der beiden berufstätigen Frauen und ihre Rolle als Frau und Ehefrau. Auch wenn beide fast gleichzeitig den Berufseinstieg beginnen – und beide typische Frauenberufe ergreifen –, so ist die dahinter liegende Bewertung von Frauenerwerbstätigkeit in Ost und West doch unterschiedlich. Diese Unterschiede werden in dem Briefwechsel allerdings nicht thematisiert. Das verbindende Moment ist ausschlaggebend und bildet Teil der brieflichen

Kommunikation: vor derselben Bewusstseins-schicht erleben sie Berufsein- und ausstieg.

Beide Frauen schreiben unterschiedlich ausführlich über ihr Berufsleben. Geht man davon aus, dass nur persönlich Relevantes thematisiert wird, dann erfüllt die Leipzigerin nicht das anfangs skizzierte Bild von einem um Arbeit zentrierten Leben. Von ideologischer Aufwertung der Arbeit ist hier nicht die Rede, zu nebensächlich erscheinen die Beschreibungen ihrer Berufstätigkeit.

Das ausführliche Be-Schreiben der Arbeit auf der Hamburger Korrespondenzseite ist einerseits als entlastende (Schreib-)Funktion der Kommunikation einzuordnen. Andererseits fällt jedoch auf, dass gerade die Frau aus der Bundesrepublik, wo Frauenarbeit einen geringeren Stellenwert hatte, ihre Berufstätigkeit so ausführlich thematisiert.

In den Untersuchungen, die von einer um Arbeit zentrierten Gesellschaft der DDR ausgehen, wird bei der Frage nach dem Leben in der DDR und dem Erleben der »Wende« der Stellenwert von Arbeit im Lebenslauf entsprechend stark bewertet. Ein Einschnitt in dieser Struktur, wie er z. B. mit der »Wende« auftrat, bringt dieser Auffassung zufolge gewichtige Folgen für den Einzelnen mit sich (z. B. Neuorientierung auf dem gesamtdeutschen Arbeitsmarkt und seinen Anforderungen).

Das Erreichen des Rentenalters bildet in dem Briefwechsel keinen Bruch im Arbeits-Lebensverlauf der Ostdeutschen, sondern vielmehr ein Bruch im Frau-Sein: »Nun werde ich ab Februar mehr Muße für die Dinge des Lebens haben, und meine Hausfrauenpflichten kann ich mit mehr Bedacht erledigen. Mal sehen, wie es mir bekommt« (Brief vom 21.12. 1986), so die Leipzigerin. Das überrascht, wenn man das oben skizzierte Bild »der emanzipierten DDR-Frau« zugrunde legt. In dem Briefwechsel kommt somit ein wenig beachteter Fall zum Vorschein: Frau Neumann hat spät geheiratet, keine Kinder, sie ergreift einen typischen Frauenberuf.

Was heißt das nun in Bezug auf vorherrschende Bilder vom Leben in der DDR und dem (Selbst-)Bild in den Briefen? Zunächst einmal sind es stets die individuellen Handlungsspielräume und die persönlichen Beweggründe, die zu einem Lebensverlauf führen, zu berücksichtigen. Außerdem, auch das macht der Einzelfall Briefwechsel deutlich, bedarf es bei der Analyse des Lebens in der DDR zusätzlicher Differenzierungen.

Urlaub und Reisen

»Neben oder vielleicht vor dem Ruf nach Gedankenfreiheit hatte der nach ›Reisefreiheit‹ auf den Protestmärschen im Herbst 1989 an erster Stelle gestanden.«⁶⁴ Das ist das Bild, das von der Bedeutung des Reisens in der DDR vermittelt wird. Reisefreiheit, dieser Begriff enthält (neben seiner unbestrittenen Bedeutung als Errungenschaft) implizit, dass die Bevölkerung der DDR vor 1989 unfrei in ihrem Staat »eingesperrt« war. Umso erstaunlicher ist es da, dass dieses Thema sehr viel Raum in der brieflichen Kommunikation der beiden Frauen einnimmt. Was kann die Leipzigerin schon gemäß der oben skizzierten Auffassung dazu beitragen, könnte man provokant fragen, wenn sie so »eingeschränkt« lebte?

Das ausführliche Beschreiben von Urlaubs- und Reiseplänen in dem Briefwechsel hängt zunächst einmal damit zusammen, dass es sich um eine Urlaubsbekanntschaft handelt: Reisen als verbindendes Interesse bietet Erzählstoff. Für die Hamburgerin stellt es einen Bereich dar, der sich deutlich abgrenzt von dem sonst üblichen Erzählen über ihre berufliche Tätigkeit: »Doch nun Schluß von der Arbeit, wenden wir uns lieber schöneren Dingen zu, z. B. dem Urlaub.« (Brief vom 9.5.1972)

Da das Thema Reisen als durchgängiges Motiv in dem Briefwechsel auftaucht und sich mit der »Wende« neue Reisemöglichkeiten auftun, wird hier unterschieden in einen Zeitraum vor dem Jahr 1989 und Reisen in den Jahren danach.

Reisen vor der »Wende«

Reisen bietet die Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten und Neues kennen zu lernen. Diese gemeinsame Definition von Reisen liegt zum Zeitpunkt des Kennenlernens bei beiden Frauen vor. 1955 ist es für Frau Neumann noch möglich, nach Mittenwald, nahe der österreichischen Grenze, zu fahren. Danach sind nur noch in Ausnahmefällen Reisen in das westliche Ausland erlaubt. In den Briefen machen sich in den 1960er Jahren die Unterschiede in den Reisemöglichkeiten bemerkbar: Frau Neumann fährt gewöhnlich mit ihrer Mutter an die Ostsee oder ins Erzgebirge. (Brief vom 7.3.1958 und vom 8.7. 1962). Interessiert verfolgt sie die Urlaubsziele ihrer Brieffreundin im Westen: »Soll es wieder ins Ausland gehen?«, fragt sie, oder »Mich interessierten besonders Deine Eindrücke von Sylt?« (Brief vom

⁶⁴ Hasso Spode: Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989. Berlin 1996, S. 13. (= Berichte und Materialien des Instituts für Tourismus, 15).

18.7.1959). Im Sommer 1961, im Jahr des Mauerbaus, steht dann ihre erste Auslandsreise bevor.⁶⁵ Erklärend schildert sie die damit zusammenhängende Organisation:

»Für den Sommer plane ich eine Reise ans Mittelmeer oder ans Schwarze Meer. Die Plätze sind sehr gefragt, und man muß darum kämpfen. Albanien, Rumänien und Bulgarien kommen also in Frage. Jugoslawien ist schwieriger zu erhalten, weil es nicht zum sozialistischen Ostblock gehört.« (Brief vom 12.1.1961)

Und auch über die Finanzierung gibt sie Auskunft:

»Sicher interessiert es Dich einmal, was uns so eine Reise kostet. 1250,- DM habe ich bezahlt einschließlich Flug und Taschengeld (100,- DM). Damals verdiente ich 650,- Netto, so gehen etwa 2 Monatsgehälter auf eine solche Reise, aber man zehrt davon doch mindestens ein Jahr.« (Brief vom 28.1.1962)⁶⁶

In den 1970er Jahren fungiert die Leipzigerin als »Expertin« für geplante Reisen der Hamburgerin nach Rumänien. Den objektiven Nachteil des »Eingesperrtseins« kann sie jetzt als Vorteil ausspielen und über »ihre Welt« Auskunft geben:

»Du schriebs damals, dass Du einmal Lust zu einer Reise an die bulgarische Schwarzmeerküste hättest. Ich verbrachte 1962 einen Urlaub am ›Sonnenstrand‹ bei Nessebar. Es war für mich ein Erlebnis, zumal es erst meine zweite Auslandsreise war. Ich würde mir aber heute eine Reise dorthin überlegen. Juli/August sind dort sehr heiße Monate. Hinzu kommt die steppenartige Landschaft, in die der Urlaubsort hineingebaut ist. Das Gras ist verbrannt, und es gibt kaum einen Baum, der Schatten spendet. Eine Kollegin von mir erlebte es in diesem Jahr dort noch immer so. Ganz anders stelle ich mir den von Dir genannten ›Goldstrand‹ und die alte Stadt Varna vor. Das wäre sicher für Dich ein sehr reizvoller und auch verhältnismäßig billiger (?) Urlaub. Eine Busfahrt nach Alt-Nessebar und nach dem noch heißeren Sosopol darfst Du dann nicht verpassen.« (Brief vom 8.10.1972).

Das Reisen zwischen Ost- und Westdeutschland wird dann in den folgenden Jahren thematisiert: Nach ihrem ersten Wiedersehen 1974 in Leipzig wird ein Wunsch nach Wiederholung vor allem von der Hamburger Seite geäußert. Eingebettet in Unverfängliches heißt es z. B. 1979: »Schade, dass Ihr uns nicht mal besuchen könnt, ich würde mich sehr freuen. Oder müßt Ihr tatsächlich bis zur ›Rente‹ warten? Ich möchte das Thema hier nicht weiter behandeln, sonst bekommt Ihr noch Schwierigkeiten.« (Brief vom 18.2.1979). Und fünf Jahre später macht sich Frau Siemsen erneut Gedan-

⁶⁵ Seit 1954 wurden touristische Reisen ins sozialistische Ausland erlaubt, vgl. Spode, wie Anm. 29, S. 22.

⁶⁶ Die Erinnerungen an die Reisen hält sie in Fotografien fest: 1961 »erstmal auch farbig«.

ken, was passieren müsste, damit sie einander näher sein könnten:

»Ich habe mir eben noch einmal Deine lieben Urlaubsgrüße vom Mai 84 durchgelesen und den Ort auf der Landkarte herausgesucht. Er liegt ja ziemlich an der Grenze zur BRD an der Straße nach Coburg. Wie schön wäre es, wenn Ihr mal etwas weiter gen Westen fahren könntet, um uns zu besuchen. Vielleicht werden die Reisebedingungen ja bald etwas gelockert oder die Altersgrenzen herabgesetzt, es wäre zu schön, wenn wir uns mal wiedersehen würden.« (Brief vom 15.10. 1984)

Der Wunsch in den Westen zu fahren wird von der Leipziger Seite nur noch einmal 1976 thematisiert. Als Reaktion auf eine Postkarte von Frau Siemsen aus Berlin schreibt die Leipzigerin:

»Über Deinen lieben Gruß aus Berlin haben wir uns sehr gefreut. Wir kennen nur das W-Berlin der fünfziger Jahre und würden uns sicher wundern, wie es sich verändert hat. Und schon damals war es für uns eine andere Welt. Schade, dass man nicht schnell mal ›hinübereitschen‹ kann.« (Brief vom 25.4.1976)

Reisen nach der »Wende«

Das Reiseverhalten der Ostdeutschen und die »neu gewonnene Reisefreiheit« wurde inzwischen auch Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen.⁶⁷ Dort ist man u. a. zu dem Ergebnis gekommen, dass die neue Situation nach der Wiedervereinigung Anlass zu intensivem Reisen bot. Für das Jahr 1990 war eine eindeutige Konzentration auf Deutschland als Reiseziel zu beobachten, in der Folgezeit wurden Reiseziele im Ausland angesteuert.

In dem Briefwechsel spiegelt sich dieses Reiseverhalten wider. Nach anfänglichen Reisen innerhalb Deutschlands (1990 Nürnberg und München, 1991 Busreise nach Oberammergau und an die Mosel) entdeckt das Leipziger Ehepaar schrittweise das westliche Ausland. 1991 steht eine Fahrt mit dem Wartburg nach Luxemburg auf dem Ferienprogramm. 1992 geht es zum Vierwaldstättersee, ein Jahr später nach Italien und 1994 reisen sie nach Holland und in die Schweiz. 1995 lernen sie die Türkei kennen: »Vor allem Istanbul bot uns eine ganz andere Welt« (Brief vom 27.11.1995). Ihre Reiseaktivitäten decken sich also mit den oben genannten Ergebnissen. Allerdings entsteht nicht der Eindruck von dem »ersehten Urlaub in

⁶⁷ Vgl. *Marita Großmann*: Reiseabsichten der DDR-Bürger. Berlin/ Dresden 1990; *Wolfgang Bagger*: Tourismus in der DDR vor und nach der Wende. In: Dieter Kramer (Hg.): Reisen und Alltag: Beiträge zur kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung. Frankfurt a.M. 1992, S. 173-201 (= Kulturanthropologie-Notizen, 39); *Heinz Hahn/ Hans Juergen Kagemann* (Hg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie: ein Handbuch zur Tourismuswirtschaft. München 1993.

Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, der Schweiz oder in Österreich«, der nach Bagger »schwerlich zu finanzieren« war.⁶⁸ Der mit dem Reisen verbundene finanzielle Aufwand wird in den Briefen nicht thematisiert, vielmehr herrscht der Tenor »Es ist einfach toll, wie vieles wir nun schon gesehen haben!« (Brief vom 21.1. 1991) vor.

Die Hamburgerin, die schon Mitte der 1980er Jahre in einem Brief fragt »Wie ertragen es die Leute nur, so kontaktarm zu leben?« (Brief vom 11.3. 1988), geht aufgrund der neuen Situation davon aus, dass es einen »enormen Nachholbedarf« (Brief vom 28.8. 1994) bei der Leipzigerin geben müsse. Diese erlebt die Situation zwar noch »wie im Traum« (Brief vom 17.9.1992), reagiert aber »gemäßigt« (Brief vom 30.12. 1989). Das Gefühl etwas nachzuholen, scheint allerdings bei Frau Siemsen selbst vorhanden zu sein, wenn sie schreibt: »wir brennen darauf, mal rüber zu fahren« (Brief vom 30.12. 1989) und ihre Freude darüber, »dass Ihr nun den anderen Teil, Deutschlands kennenlernt, der Euch so lange – viel zu lange – vorenthalten blieb« (Brief vom 25.11. 1991), trifft auch auf sie selbst zu. In den Nachwendejahren berichtet die Hamburgerin immer wieder von Reisen in das Gebiet der ehemaligen DDR (Kurzreisen nach Mecklenburg 1991, 1994 Oberlausitz, Usedom, Darß, Thüringer Wald, Sächsische Schweiz).

Die neu gewonnene Freiheit nach 1989 wird zu einem wichtigen Thema in den Briefen. Die Vorstellung vom Eingeengtsein kommt in den Briefen aus Leipzig nicht zum Vorschein, sondern wird vielmehr in den Briefen aus Hamburg an die Leipzigerin herangetragen. Nicht das »Wohin« ist von Bedeutung, sondern das »Wie«, so werden erklärend die notwendigen Organisationsschritte dargestellt. Das Bild, das vorrangig die Reisefreiheit zu den Errungenschaften der »Wende« zählt, stellt die Lage nur verkürzt dar. Welchen Stellenwert Frau Neumann dem Reisen und den neu gewonnenen Möglichkeiten beimisst, wird in dem folgenden Briefausschnitt deutlich: »Es geht nicht allein um die Reisefreiheit, es geht um Gedankenfreiheit, um Offenheit, um Entscheidungsfreiheit« (Brief vom 29.10.1989). Auffallend ist, dass umgekehrt der Aspekt des West-Ost-Reisens bisher wenig Berücksichtigung in Untersuchungen des Reiseverhaltens nach der »Wende« gefunden hat. Der besagte »Nachholbedarf« trifft in diesem Fall eher auf die Hamburger Seite zu. Indem einseitig das Ostverhalten analysiert wird, liegt die nicht unproblematische und immer wieder auftauchende Schlussfolge-

⁶⁸ Bagger, wie Anm. 32, S. 176.

rung einer Anpassungsleistung der Ostdeutschen nahe. Die Problematik der angelegten Perspektive bei der Analyse des Lebens in der DDR wird hier einmal mehr deutlich.

Konsum und Wohnen

Die DDR-Geschichte als Konsumgeschichte ist besonders von Ina Merkel und Annette Kaminsky untersucht worden.⁶⁹ Nicht zuletzt wiesen sie darauf hin, wie es sich bei den kursierenden Bildern von der »Mangelwirtschaft DDR« (mit den Vorstellungen von täglichen Warteschlangen und dem Leben im tristen Plattenbau) um »relationale Begriffe« handelt, die aus westlicher Perspektive, einer Gesellschaft des Überflusses, herühren.⁷⁰ Merkel unterscheidet im Verlauf der Konsumgeschichte drei Phasen: die unmittelbare Bedarfsdeckung der Nachkriegszeit, die nachholende Bedürfnisbefriedigung der 1960er Jahre und schließlich die Zeit der 1970er und 1980er Jahre, in denen Konsum immer mehr zum Mittelpunkt der individuellen Lebensgestaltung wurde.⁷¹

Gerade die Entwicklungen in den 1960er und 1970er Jahren lassen sich auch in den Briefen gut nachvollziehen. Gleichzeitig werden in diesem Bereich auch die westdeutschen Verhältnisse dieser Zeit plastisch.

Auch wenn die Leipzigerin Ursula Neumann 1959 ein Jahr nach der Aufhebung der Rationierung feststellt »Doch im allgemeinen geht es jetzt aufwärts.« (Brief vom 22.12. 1959), so halten die Auswirkungen dieses Systems noch an. »Das ist doch immer wieder unser Kummer. Es liegt vieles in den Schaufenstern und in den Läden. Brauchst Du aber irgendetwas, dann ist es nicht zu bekommen.« (Brief vom 22.12.1959). Diese Art der Versorgungslage war symptomatisch: »Die ›Konsumgesellschaft‹ der DDR wies zwar marktwirtschaftliche Merkmale [...] auf, aber ein den Käuferwünschen entsprechendes Angebot war in diesem Rationierungssystem oft nicht vorhanden.«⁷² Konsumverzicht hier, während der deutsche Nachbarstaat dort sichtbar sein Wirtschaftswunder praktizierte: »[...] eine neue Qualität des Wohnens, die rapide zunehmende Automobilisierung und

⁶⁹ *Ina Merkel*: Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR. Köln/Weimar/ Wien 1999 (= Alltag und Kultur, 6); *Annette Kaminsky*: Wohlstand, Schönheit, Glück. Kleine Konsumgeschichte der DDR. München 2001.

⁷⁰ Merkel, wie Anm. 34, S. 11.

⁷¹ Ebd., S. 33

⁷² *Wolfgang Ruppert*: Zur Konsumwelt der 60er Jahre. In: Schildt, wie Anm. 26, S. 752-768, hier S. 752.

Massenmedialisierung«, mit diesen drei Schlagworten charakterisiert der Historiker Axel Schildt den tiefgreifenden Wandel des gesamten Lebensstils breiter Bevölkerungsschichten in Westdeutschland in den 1960er Jahren.⁷³ Im Hamburger Haushalt gibt es seit 1961 einen Fernsehapparat, zwei Jahre später steht der Umzug in das zeitgemäße Eigenheim an.

In der DDR, die sich mit dem Bau der Mauer nach außen abschottete und damit klar signalisierte, ein eigenständiger, vom Westen unabhängiger Staat zu sein, blieben westliche Konsumstandards nichtsdestotrotz Orientierungspunkte:

»Auch wenn die ehrgeizigen Ziele der SED-Führung nicht erfüllt wurden und der Abstand zur Bundesrepublik in den Augen der Bevölkerung nicht verringert werden konnte, erlebte die DDR doch seit den sechziger Jahren die Durchdringung des Alltags mit neuen Konsumgütern, Möbeln, elektrischen Geräten für den Haushalt und mit neuen Fernsehgeräten.«⁷⁴

Die Komplettierung des Haushalts beschreibt Frau Neumann seit 1959. Die Küche wird vervollständigt durch einen »Kühlschrank (ca. 3/4 Jahr danach gesucht) und einen Gasherd. Auf letzteren warten einige unserer Bekannten einige Jahre.« (Brief vom 22.12. 1959)

Auffallend ist hier, wie das Warten beschrieben wird. Wie schon bei den Reisevorbereitungen und der Lebensmittelversorgung gibt es weitere Beispiele, etwa im Fall der Fahrschulanmeldung:

»Für dieses Frühjahr habe ich mich zur Fahrschule angemeldet, d. h. als ich mich im Sommer anmeldete, wurde ich für Mai eingetragen. Ob ich das vor 2 1/2 Jahren bestellte Auto – in etwa einem Jahr bin ich an der Reihe – nehme, weiß ich noch nicht. Man hat gewiß neben der Freude auch viel Ärger damit.« (Brief vom 28.1. 1962)

Oder im Zusammenhang mit dem Hobby Fotografie:

»[...] auf dem ›Alster-Bild‹, das Du mir glatt als ›Mittelmeer-Foto‹ dank der wunderbaren Palmen hättest einreden können. Ganz herrlich sind die Farben Eurer Farbfotos. Damit können wir absolut nicht konkurrieren, unheimlich teuer, 1/4 Jahr Wartezeit für die Abzüge und dann unmögliche Farben! Ich habe es einmal probiert und konnte nicht ein einziges Bild verwenden.« (Brief vom 20.1. 1967)

Diese Beschreibungen werfen ein anderes Licht auf Begriffe wie »Mangel-

⁷³ Frevert, wie Anm. 26, S. 27.

⁷⁴ *Axel Schildt: Zwei Staaten – eine Hörfunk- und Fernsehnation. Überlegungen zur Bedeutung der elektronischen Massenmedien in der Geschichte der Kommunikation zwischen der Bundesrepublik und der DDR.* In: Arnd Bauerkämper u.a. (Hg.): *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945-1990.* Bonn 1998, S. 58-71, hier S. 66.

gesellschaft«. Hier kommt die Pragmatik des Alltags zum Vorschein, mit der die Konsumbedingungen von Frau Neumann erlebt werden.

Und immer wieder spielt das Warten im Zusammenhang mit dem Thema Wohnen eine Rolle. Da ist von Wartezeit und Wartelisten die Rede: »In meiner Wohnung ist so manches inzwischen geschafft, aber noch lange nicht alles. Ich stehe immer noch auf einigen Wartelisten: seit Dez. 66 wegen eines Telefons und seit Dez. 67 wegen eines elektrischen Nachtspeicherofens.« (Brief vom 10.1. 1969)

Die Verbesserung der (Wohnungs-)Situation war eines der Hauptziele der neuen Politik unter Erich Honecker. Nach der Ablösung von Walter Ulbrichts 20-jähriger Herrschaft sah er die Hauptaufgabe in »der weiteren Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes auf der Grundlage eines hohen Entwicklungstempos der sozialistischen Produktion, der Erhöhung der Effektivität, des wissenschaftlich-technischen Fortschritts und des Wachstums der Arbeitsproduktivität.«⁷⁵

Doch Anspruch und »Wirklichkeit« der offiziellen (Wohnungs-)Politik klaffen weiter auseinander. Die Wohnungssuche z.B. gestaltete sich weiter schwierig. Stefan Wolle schreibt dem Prozedere bei den Wohnungsämtern »rein theoretische Bedeutung« zu: »Ohne ständige Nachfrage, Drängen, Drohungen oder Einsatz von Beziehungen bestand kaum eine Chance auf Zuweisung einer Wohnung.«⁷⁶

In den Briefen kommt die Wohnungsfrage folgendermaßen zum Ausdruck:

»Mit 95% Sicherheit werden wir zum 1. April umziehen. Gestern reichten wir unser Tauschgesuch ein. Das Ganze ist eine lange Geschichte und für Dich sicher gar nicht so verständlich, weil Du unsere Bestimmungen nicht kennst. Unser Wohnraum wird ja gelenkt und bewirtschaftet und wird nach Personenzahl berechnet und zugewiesen. Wenn alles klappt, werden wir uns komfortmäßig sehr verbessern: Fernheizung, Dusche und Balkon. Dieses Problem hat uns Tag und Nacht (ich habe oft nur mit Tablette schlafen können) beschäftigt. In unserem jetzigen Wohnhaus lassen wir vor Mitte März nichts verlauten, sonst könnte doch noch etwas schief gehen.« (Brief vom 13.2.1974)⁷⁷

⁷⁵ Wolle, wie Anm. 25, S. 61.

⁷⁶ Ebd., S. 307.

⁷⁷ Es handelt sich um eine Wohnung in einem Plattenbau im Zentrum Leipzigs, die sie dann auch beziehen können.

Mit diesen Erklärungen zur Wohnraumbeschaffung beschreibt die Leipzigerin ihr Warten auf eine neue Wohnung. Frau Siemsen reagiert in ihrem Antwortbrief auf die Wohnungsfrage und schildert die Verhältnisse auf dem Hamburger Wohnungsmarkt:

»Hoffentlich hat es mit Eurer Wohnung geklappt, ich habe viel daran gedacht, weil ich mich im vergangenen Jahr auch mit dem Problem befaßt habe. Hier gibt es zwar genug sogenannte freie Wohnungen. Aber die Preise sind so hochgegriffen, dass ein Normalverdiener die Mieten gar nicht bezahlen kann. So stehen denn auch viele dieser Wohnungen leer, die sogenannten ›Wohlstandsruinen‹. Wohnungen zu erschwinglichen Mieten bekommt man nur, wenn man einer Genossenschaft oder einer anderen Wohnungsbaugesellschaft beitrifft. Und für eine ›Sozialwohnung‹ verdiene ich zu viel. Ich hatte mich für eine Eigentumswohnung interessiert (42qm = 77.000,- !). Aber die monatlichen Belastungen wären so hoch gewesen, dass ich praktisch nur für die Wohnung hätte arbeiten müssen, und das bis ins hohe Alter. – So habe ich das Thema erstmal wieder auf Eis gelegt.« (Brief vom 9.4. 1974)

Insgesamt wird in der Zeit der 1970er und 1980er Jahre kein »Klagen« aus Leipzig laut. Man hat sich in der DDR eingerichtet und seinen Konsumstandard erreicht. Selbst in den Situationen, in denen die unterschiedlichen Konsummöglichkeiten offen zu Tage treten (»überhaupt ist es recht schwierig aus unserem Angebot etwas Schönes und Praktisches für Euch zu finden«, Brief Neujahr 1984), wird dies unaufgeregt zur Kenntnis genommen. Und auch die Beschreibungen der Widrigkeiten beim Besorgen eines Baumkuchens, als Dank für die Hamburgerin, enden positiv gestimmt:

»Inzwischen gelang mir nach etwa 5-maligem Anlauf noch der Kauf eines Baumkuchens, den wir am 8.12. auf den Weg schickten. Jeden Tag zwischen 13 und 14 Uhr bringt das Lieferauto ca. 25 bis 30 Stück. Ab 10.30 Uhr stellen sich dann die ersten an! So versuchte ich es mehrmals nach Arbeitsschluß (13 Uhr). Es gab natürlich auch Tage, an denen das Auto nichts brachte! Ein Stückchen Alltag!! Dennoch – es geht uns soweit gut.« (Brief vom 13.12. 1981)

Einen wesentlichen Anteil an diesem Gefühl des Eingerichtetseins in der DDR und dem »es geht uns soweit gut« hat in diesem Zusammenhang auch das (West-)Fernsehen: »Die ständige Präsenz westlicher Sender gehörte von Anfang an zu den mentalitätsgeschichtlich prägenden Grundlagen der DDR.«⁷⁸

⁷⁸ *Simone Tippach-Scheider*: Der Blick in die Ferne. Über das Fernsehgerät in der DDR in vergleichender Perspektive. In: Wolfgang Ruppert (Hg.): Um 1968. Die Repräsentativität der Dinge. Marburg 1998, S. 95-123, hier S.113.

»Über unseren ›Wunderkasten‹ sind wir oft mit Euch verbunden [...]!!!« (Brief vom 8.3. 1982), heißt es bei Frau Neumann 1982. Seit ihrer Hochzeit 1969 ist sie im Besitz eines Fernsehgerätes. Nach Schildt wurde die DDR in den 1960er Jahren zur Fernsehgesellschaft, »ein Jahrzehnt später waren annähernd 70 Prozent der DDR-Haushalte mit dem neuen Medium ausgestattet« mit der Folge, dass sich der Fernsehkonsum zu der beliebtesten Freizeitbeschäftigung entwickelte.⁷⁹ Das »Westfernsehen« lief dem DDR-Programm schließlich den Rang ab: 1982 wurde ein Tiefpunkt bei den Einschaltquoten und der Akzeptanz beim DDR-Publikum festgestellt.⁸⁰

Neben dem Gefühl des Verbundenseins mit dem Westen kommt bei Frau Neumann noch eine weitere Funktion zum Ausdruck, die der Fernsehkonsum für sie mit sich bringt. Als Entschädigung für die versagten Reisemöglichkeiten fasst sie das ›Fernsehen‹ auf:

»Eben unterbrach ich diese Zeilen, um 1 Stunde mit dem ›Traumschiff‹ unterwegs zu sein – eine wunderschöne Serie, die wir auch in der Wiederholung gern noch einmal ansehen. Gut, dass wir uns auf diese Weise des öfteren einen Gruß aus der großen weiten Welt hereinholen können. Das verbindet und entschädigt, wenn es mit dem Reisen vorläufig noch nichts wird.« (Brief vom 25.11. 1984)⁸¹

Insgesamt entsteht durch die Beschreibungen der Leipzigerin in den Briefen der Eindruck eines gelassenen und unaufgeregten Umgangs mit den Konsum- und Lebensbedingungen in der DDR. Die bereits erwähnte Pragmatik des Alltagslebens kommt hier besonders deutlich zum Vorschein und relativiert vorherrschende Bilder einer rückständigen und bevormundeten Gesellschaft. Warten in all seinen Facetten – auf Lebensmittel, auf das Auto, auf die Abzüge der Fotografien, auf die Wohnung – bildete einen selbstverständlichen Teil der Lebensstrategie, das zeigen die Briefe. Gleichzeitig bestätigt sich, wie schnell sich die von Schildt beschriebene »Durchdringung des Alltags mit Konsumgütern« in den 1960er Jahren

⁷⁹ Schildt, wie Anm. 39, S. 66.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Darüber hinaus dient das Fernsehen zur Information (vgl. Brief vom 13.12.1981), zur Unterhaltung (vgl. Brief vom 29.2.1988) oder auch zum Kontakthalten nach Hamburg zur Briefpartnerin: »Heute, Sonntag, haben wir recht guten ZDF-Empfang, und da gab mir die Matinee über Dein Hamburg, präsentiert durch Heidi Kabel, die rechte Einstimmung zu diesen Zeilen« (Brief vom 29.1.1977).

vollzogen hat.⁸² Der dialogische Charakter der Briefe erweist sich hier erneut als Vorteil, so kommen beide Seiten, Ost und West, zum Vorschein.

Fazit und Ausblick

Der monographische Zugang per Briefwechsel eröffnet einen dichten differenzierten Blick auf das Leben in der DDR. Dadurch werden Stärken, aber auch Schwächen der bisherigen Forschung deutlich: teilweise stimmen Einzelfall und Forschungslage überein, z. B. im Fall der Beschreibungen des Reise-, Wohn- und Konsumverhaltens. Anhand der dichten Schilderungen der Reisetätigkeiten, z. B. die Beschreibungen von Frau Neumanns erster Auslandsreise und der Bedeutung, die die Reise für sie persönlich hatte, kommt darüber hinaus besonders die Erfahrungs- und Erlebnisseite zum Ausdruck.

Auch in Bezug auf das Konsum- und Wohnverhalten spiegeln sich im Mikrokosmos Brief dicht und differenziert die Lebens- und Konsumbedingungen wider. Das Westfernsehen z. B. als mentalitätsgeschichtlich prägende Grundlage der DDR, dieses Bild findet in den Briefen genauso Bestätigung wie das Nachziehen eines auf den Westen ausgerichteten Konsumstandards in den 1960er Jahren. In dem Dialog Briefwechsel wird deutlich, wie Vorstellungen von Rückständigkeit vom Westen an den Osten herangetragen werden:

»[...] Solltest Du mal einen besonderen Wunsch haben, dann schreibe mir es bitte. Es sind ja nur Kleinigkeiten, die für uns selbstverständlich sind, für Euch aber oftmals nicht zu haben sind. Wenn ich es besorgen kann, tue ich es gerne.« (Brief vom 11.6. 1980)

Aufgrund des lang erhaltenen Briefwechsels wird außerdem ein Wandel in den Konsumbedingungen nachvollziehbar: So ist eine Entwicklung von Anfangsschwierigkeiten bis hin zu »es geht uns gut« erkennbar. Auffallend ist das bestimmende Thema Warten als alltägliche und individuelle Lebensstrategie. Das bestätigt einerseits (im Westen) vorherrschende Bilder vom langjährigen Warten auf z. B. das Auto etc. Aber so wie es in den Briefen in all seinen Facetten zum Ausdruck kommt, erscheint es auch einen pragmatischen Umgang damit gegeben zu haben, und damit nicht nur ein von westlicher Seite aus gesehenes »rückständiges« und »bevormundetes« Leben. Bei der Analyse des Lebens in der DDR muss das Verhältnis zum Westen mit bedacht werden. Neue Erkenntnischancen tun sich hier auf, genauso

⁸² Schildt, wie Anm. 39, S. 66.

wie im Bereich Reisen, wo doch neben dem in vielen Untersuchungen schon beschriebenen Nachholbedarf der Ost-Deutschen in dem Beispiel auch der westdeutsche Nachholbedarf zum Tragen kommt, der bisher wenig thematisiert wurde. Von Vorteil ist auch an dieser Stelle einmal mehr der dialogische Charakter, bei dem nicht einseitig das Leben in der DDR, sondern der Austausch mit dem Westen darüber betrachtet werden konnte.

In dem Bereich Arbeit wird sichtbar, dass das offiziell gezeichnete Bild nicht mit dem Bild in den Briefen übereinstimmt. Die Vorstellung der »emanzipierten DDR-Frau« im Gegensatz zur auf die Rolle der »Hausfrau« reduzierten West-Frau findet hier keine Bestätigung. Beide Protagonistinnen ergreifen typische Frauenberufe. Die Berufstätigkeit im Westen bildet ein wichtigen Moment im Leben der Hamburgerin. Entscheidend sind die individuellen Handlungsspielräume, sie sind stets zu berücksichtigen.

In einer Art »Schnellschuss« der Forschungen der 1990er Jahre ist in der Fülle der Arbeiten gerade der differenzierte Blick und eine Nähe zum Subjekt untergegangen. Es ist längst nicht alles gesagt, und die private Korrespondenz kann ihren Teil als gewinnbringende historische Quelle zur Komplettierung der Erfahrungs- und Alltagsgeschichte der DDR beitragen. Sie eignet sich besonders, um typische Erfahrungsmuster und die daraus resultierenden Handlungs- und Bewusstseinshorizonte – hier in den Bereichen Arbeit, Reisen und Konsum – zu beschreiben. Der Wert der Briefe als kulturelle Zeugnisse des Alltags, als Spiegelbild für Einstellungen, Haltungen, Wertorientierungen wird hier in zwei Bereichen deutlich: Zum einen im Hinblick auf das Verhältnis von Ost und West, das in dem dialogischen Charakter der Briefe innewohnt. Zum anderen stellt der Umgang mit dem Warten ein prägnantes Beispiel für Einstellungen und Haltungen zum Leben in der DDR dar. Hier kommt eine Pragmatik des Lebens zum Ausdruck.

»Die Briefe über die Mauer« zeigen die subjektive Sicht und den subjektiven Umgang zweier Frauen mit dem Leben in dem geteilten Deutschland in der Zeit von 1955 bis zur »Wende« im Jahr 1989 und darüber hinaus, das macht sie für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Frage nach der Erlebnis- und Erfahrungsseite von Geschichte relevant. Methodisch stellt sich das Problem, wie Alltags-Geschichte abfragbar bleibt, wenn sie nicht mehr in eigene Worte zu fassen ist oder wenn andere (z.B. Medien) die Versprachlichung übernehmen.

Das Be-Schreiben der Briefeschreiberinnen erinnert, das hat die Analyse gezeigt, im Hinblick auf Themenwahl und narrative Strategien an das alltägliche Erzählen, insofern kann von lebensgeschichtlichem Erzählen im Brief bzw. alltäglichem Schreiben die Rede sein. Bei diesem Erzählen, das wurde deutlich, spielt vor allem der Faktor Generation eine wichtige Rolle: Die gemeinsame Generationslagerung bestimmt den Kommunikationsraum in den Briefen. In dem »bei uns-bei euch« kommt die individuelle Ausformung kollektiver Deutungsmuster zum Ausdruck. Die Äußerungen der Verfasserinnen in den Briefen geben Aufschluss darüber, wie historische Ereigniszusammenhänge als Sinneinheiten erkannt, kommuniziert und tradiert werden.